

Mario Venzago – Herzblut für Schoeck vor der Linse des Bruders

«Ich will Chefdingent sein»

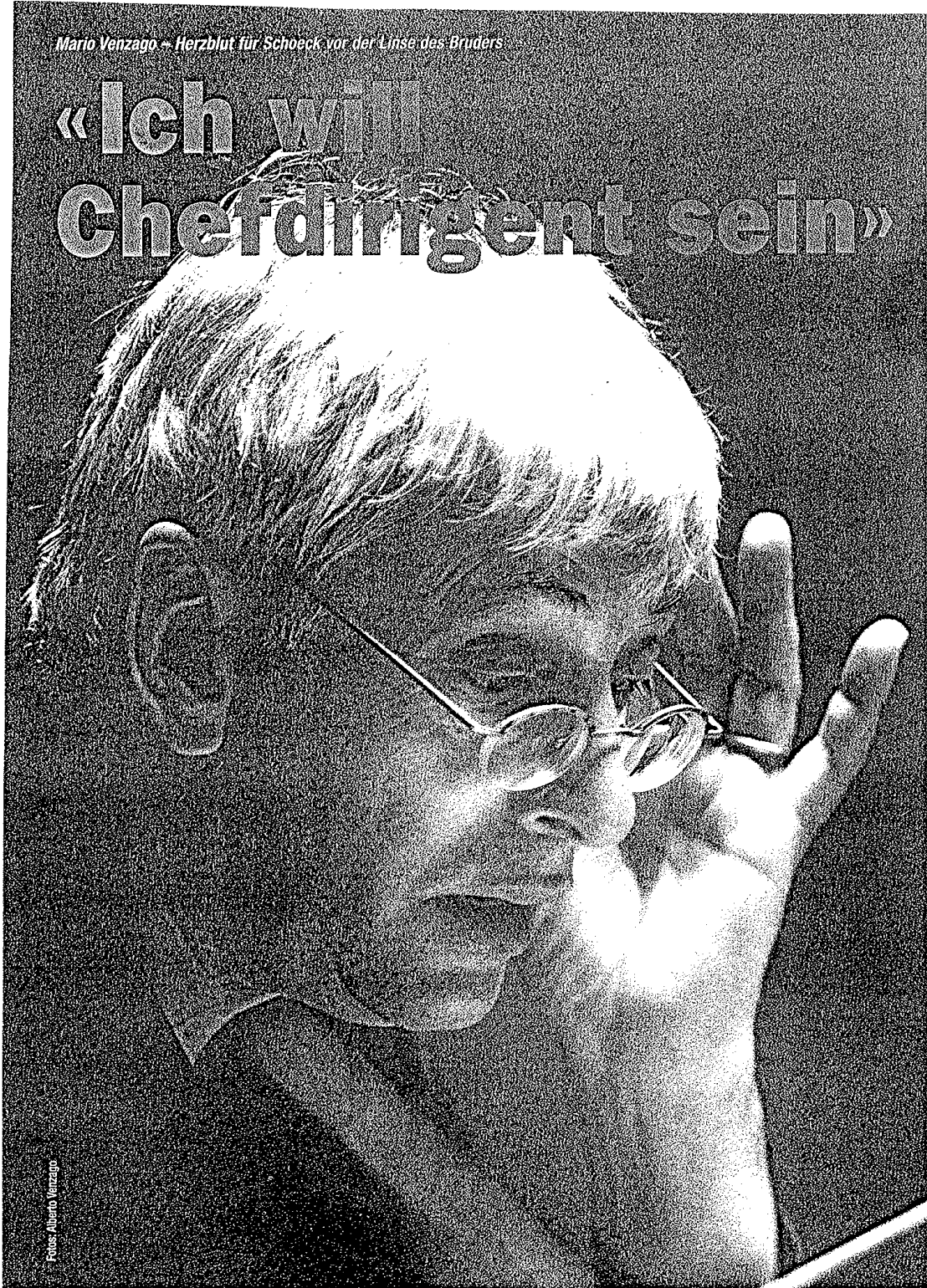


Foto: Alberto Venzago

Der Schweizer Dirigent Mario Venzago dirigiert in Basel Othmar Schoecks Kleist-Oper «Penthesilea». Gleichzeitig kommt Alberto Venzagos Film «Mein Bruder, der Dirigent» in die Kinos, der bei Proben zur halbszenischen Aufführung der gleichen Oper 1999 in Luzern entstand.

Alfred Ziltener

Es gibt Begegnungen, die für das ganze weitere Leben prägend sind. Für den Dirigenten Mario Venzago war die erste Begegnung mit Othmar Schoecks Oper «Penthesilea» bei einer Probe im inzwischen abgerissenen alten Luzerner Musiksaal ein solcher entscheidender Moment: «Ich weiss nicht mehr, wie alt ich war», erzählt er bei unserem Gespräch in der Kantine des Theaters Basel, «als ich die ersten Takte dieser Oper hörte. Doch es war wie ein Schock für mich. Die Sinnlichkeit, die Erotik in dieser Musik hatten mich gepackt. Ich hatte auch noch nie so schneidendes Blech und gestopfte Trompeten gehört. Allerdings wurde ich als Kind bald aus dem Saal geschickt.»

Was der Knabe damals erlebte, hat den Mann nie mehr losgelassen. Venzago hat sich intensiv mit Schoeck beschäftigt und sich immer wieder für ihn eingesetzt. So hat er die Eichendorff-Oper «Venus» in Heidelberg, wo er drei Jahre lang GMD war, und später in Genf dirigiert (diese Aufführung ist auf DVD erhältlich) und später für die CD aufgenommen. Seine Einspielung des Liederzyklus «Das stille Leuchten» mit Niklaus Tüller erhielt den Grand Prix du Disque und die kürzlich erschienene Gesamtaufnahme des Chorwerks mit dem Chor und dem Orchester des Mitteldeutschen Rundfunks einen Diapason d'Or.

Im Sommer 1999 erhielt Venzago die Gelegenheit, auch die aufwändige und daher selten gespielte «Penthesilea» zu dirigieren, und zwar im Rahmen der Internationalen Musikfestwochen Luzern in einem der ersten Konzerte im KKL. Für dieses Konzert hat Venzago buchstäblich sein ganzes Vermögen aufs Spiel gesetzt: Er hatte vorgesehen, den Abend mit seinem eigenen Orchester, der Philharmonischen Werkstatt Schweiz, zu bestreiten, doch angesichts der horrenden Schwierigkeiten der Partitur sagte das Ensemble ab. Venzago be-

schloss, auf eigene Kosten das Basler Sinfonieorchester zu engagieren, dessen Chefdirigent er von 1997 bis 2003 war. Dafür verpfändete er seine Lebensversicherung und seine Pensionskassengelder und nahm eine Hypothek auf sein Haus auf.

Die Macht des Zufalls

Während der Proben stellten sich schwere gesundheitliche Probleme ein, wochenlang litt er an Schlaflosigkeit. Das Abenteuer endete mit einem Zusammenbruch. Doch das Konzert wurde zum Triumph für den Komponisten und für den Dirigenten! Es ist bei Pan classics auf CD festgehalten. Während der Proben und der Aufführung entstand zudem der grösste Teil des Materials zum Film «Mein Bruder, der Dirigent» von Alberto Venzago, der im April im Rahmen des Festivals «Visions du Réel» in Nyon erstmals gezeigt wurde und jetzt in die (Studio-)Kinos kommt.

Und – so gross ist die Macht des Zufalls – gerade jetzt setzt sich der Dirigent erneut mit «Penthesilea» auseinander, diesmal am Theater Basel, wo der neue Intendant Georges Delnon nach Honeggers «Jeanne d'Arc au Bûcher» in der letzten Saison mit Schoecks Opus summuum seine Beschäftigung mit Schweizer Musik weiterführt. Regisseur der

Produktion ist Hans Neuenfels. Venzago ist vom Regie-Altmeister begeistert, vor allem von seinem Gespür für den Rhythmus von Kleists Text, der auch in Schoecks Vertonung – wie in einem gigantischen Rezitativ – im Zentrum steht. Premiere ist am 3. November.

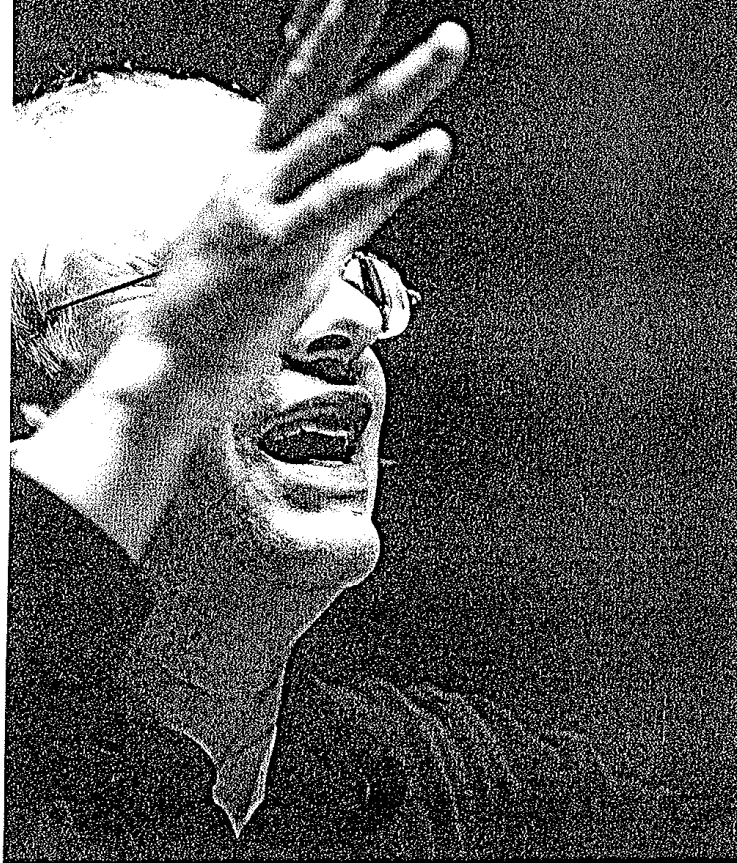
Gebrochene Grösse

Warum so viel Herzblut für den komponierenden Hoteliersohn aus Brunnen? Schoeck sei ein grossartiger Komponist, betont Venzago, in einem imaginären Dreieck zwischen Schreker, Richard Strauss und Strawinsky – und mit einer gewissen geistigen Nähe zur Zweiten Wiener Schule. Zwar habe Schönberg ihn technisch nicht beeinflusst, doch in seiner Eigenbrötelei sei er ihm nahe, und die Sorgfalt, mit der er Emotionen gestalte, lasse an Berg denken. Vor allem fühlt sich Venzago dem inneren Wesen von Schoecks Musik verbunden, das er – ohne es explizit zu sagen – als zutiefst schweizerisch schildert: «Diese Musik beschreibt ein immenses Meer; doch wenn man näher hinsieht, ist es doch immer nur der Vierwaldstättersee. Die Grösse, die beispielsweise bei Richard Strauss sich ins Exzessive steigert, wird bei Schoeck immer wieder gebrochen und eingengt. Das entspricht der Landschaft, in der er aufgewachsen ist, dem

«Wenn mein Dirigieren nur noch mich bereichert, höre ich auf!»



«Nicht Meer, sondern Vierwaldstättersee» – Mario Venzago über Schoecks Musik



See mit seinen hohen Bergen. Diese Welt ist auch mir sehr vertraut.»

Aus dieser inneren Nähe heraus hat er es sich «zur Aufgabe gemacht, Schoecks Kompositionen aufs internationale Parkett zu bringen». Zudem hat Venzago entdeckt, wie frei und schöpferisch man mit Schoecks Musik umgehen kann – ja muss. Die Partituren seien voller Nachlässigkeiten und Ungereimtheiten im Detail. Da spielten in der «Penthesilea» beispielsweise die Bläser von einem Takt auf den anderen doppelt so schnell, was im Kontext aber gar

keinen Sinn mache. Schoeck habe, erklärt Venzago, niemanden gehabt, der seine Kompositionen kritisch durchgesehen hätte, und lieber Stumpfen geraucht und Wein getrunken mit seinem Apotheker, als selbst die Knochenarbeit zu machen. Seine Notationen seien also in diesem Sinn «unfertig», eine Vorgabe, die der Dirigent spielbar machen müsse.

Venzago hat «Penthesilea» also bearbeitet und sieht sich dabei in einer langen Tradition. Bis 1950 etwa, führt er aus, habe man die Qualität eines Diri-

genten auch daran gemessen, wie gut er eine Partitur einrichten konnte. Heute mache ein falsch verstandener Glaube an den Urtext den Dirigenten zum reinen Reproduzenten. Dabei könne man die wenigsten Partituren tel quel umsetzen, nicht einmal jene von Mozart.

Vergessener Film

Wir sprechen über den Film, den Venzagos Bruder über den Dirigenten gedreht hat. Alberto, zwei Jahre jünger als der 1948 geborene Musiker, ist als gesellschaftspolitisch engagierter Fotograf und Filmer bekannt geworden, unter anderem durch eine Reportage über die japanische Mafia, für die er fünf Jahre in Tokyo gelebt hat, oder den Dokumentarfilm «Voodoo – Mounted by the Gods», für den er jahrelang in Benin recherchierte. Über die Entstehung des Films erzählt der Dirigent: «Ich war ja mit der Luzerner «Penthesilea»-Aufführung ein grosses finanzielles Risiko eingegangen und habe daher meinem Bruder vorgeschlagen, einen Film zu drehen, damit wir auf jeden Fall etwas Verwertbares in den Händen hätten – aus dem gleichen Grund ist übrigens auch die CD entstanden. Nachdem die Aufführung sich als grosser Erfolg erwiesen hatte und ich von den Festwochen vollumfänglich ausbezahlt worden war, vergassen wir die Sache. Erst vor zwei Jahren hat mein Bruder das Material wiedergefunden. Wir beschlossen, daraus nun doch einen Film zu machen; einige ergänzende Passagen haben wir in den Alpen und auf den Schären nachgedreht.»

Entstanden ist so ein berührendes Porträt in delikaten Schwarz-Weiss-Bildern, das auch vor intimer Nähe nicht zurückscheut. Immer wieder holt die Kamera das Gesicht des Dirigenten ganz nahe an uns heran; einmal zeigt sie ihn in Unterwäsche bei seinen Yoga-Übungen. Ob ihm diese dauernde Nähe nicht lästig gefallen sei? «Warum denn, es war ja mein Bruder, der hier war und mir geholfen hat. Zudem arbeitet er so, dass man vergisst, dass eine Kamera in der Nähe ist.»

Der Film ist geprägt von der sehr engen Bindung zwischen den Brüdern. Das macht ihn zu einem ungewöhnlichen Dokument. «Mein Bruder, der Dirigent» ist keines der üblichen Dirigenten-Porträts. Er zeigt nicht Glanz und Gloriole des Pultstars, sondern unterläuft die Siegerpose. Er dokumentiert die harte Arbeit hinter dem Triumph und lässt den Druck spüren, der auf allen Beteiligten lastet. Er zeigt den Zusammenbruch der Protagonistin wäh-

rend einer Probe, die Konflikte des Dirigenten mit den Musikern und die Probleme mit dem wenig flexiblen Personal.

«Dirigieren ist ein furchtbarer Beruf», kommentiert Venzago, «die dauernde Anspannung ohne Ferien, der Druck, ja nicht krank zu werden, die Reisererei, das Leben in Hotelzimmern – das alles ist nicht einfach! Früher habe ich darunter sehr gelitten. Heute organisiere ich mich besser.» Warum hat er das alles nicht längst an den Nagel gehängt? Darauf gibt der Film eine implizite Antwort – wenn er zeigt, wie bei gelungenen Passagen Venzagos Augen zu leuchten beginnen und sein Gesicht von einem tiefen Glück strahlt, wie es sonst wohl nur noch Kinder empfinden können.

Den Film haben die Brüder ihrer Mutter gewidmet, «die uns den Willen zum Durchhalten gegeben hat». Sie sei eine sehr starke Frau gewesen, eine Jüdin aus einer Schauspielersfamilie, die aus Deutschland fliehen musste und sich in der Schweiz eine neue Existenz aufgebaut hat. Sie kam aus einer jüdischen Tradition des Willens, der Ausdauer, sagt Venzago heute. Der Vater hingegen, Architekt und privat ein guter Geiger, sei eher ein Lebenskünstler gewesen. Er hatte seinerzeit den kleinen Mario zur «Penthesilea»-Probe mitgeschleppt: «Er hat uns viele Türen geöffnet, aber uns zu nichts gezwungen.»

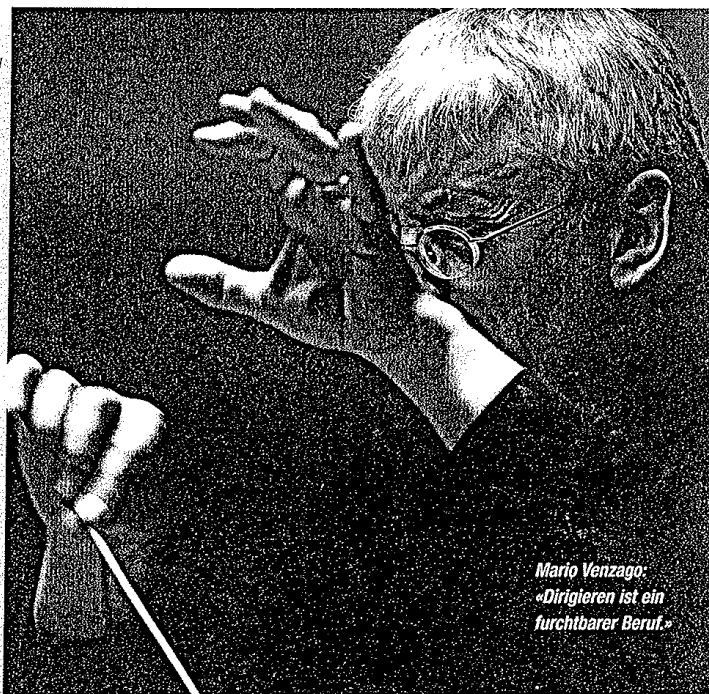
Ein Neuanfang

Nach seinem Zusammenbruch hat Venzago die Schweiz verlassen: «Es war im Grunde eine Flucht. Ich musste anderswo noch einmal bei null beginnen.» Damit teilt er das Los vieler grosser Schweizer Dirigenten, Peter Maag und Silvio Varviso beispielsweise, die im Ausland viel erfolgreicher waren als in ihrer Heimat, und selbst Armin Jordan, der jahrzehntelang die Basler Oper geleitet hat, wurde in Frankreich weitaus mehr geschätzt als bei uns. Venzago kommentiert das nicht ohne Bitterkeit: «Das geht gar nicht anders. Die Schweiz mit ihrer Handvoll grossen Orchestern kann einem Dirigenten keine Existenzgrundlage bieten. Musik spielt ja bei uns nur eine Nebenrolle. Uns – besser: einer gewissen Schicht – geht es so gut, dass gar keine Notwendigkeit besteht, Musik zu machen. Einerseits leben wir – die meisten von uns – im Wohlstand, andererseits wird an der Musik gespart. Beispielsweise beim Sinfonieorchester Basel, das man so verkleinert, dass es seinen Auftrag nicht mehr erfüllen kann! Ähnlich ist die Lage ja auch beim Theater Basel. Es ist finanziell am Rand seiner Möglichkeiten, weil es viel weniger Geld erhält als Theater dieser Grösse etwa in Deutschland. Mit meinem Göteborger Orchester spiele ich häufig schwedische Musik – das wird von uns ganz selbstverständlich verlangt. In der Schweiz wird die Schweizer Musik kaum gepflegt. Also muss man als Diri-

gent ins Ausland gehen. Das ist allerdings nicht leicht: Man verliert seine Freunde und bis zu einem gewissen Grad seine Sprache und bleibt für die anderen doch immer «nur» der Schweizer! Die Wertschätzung, die einem Dirigenten anderswo zuteil wird, illustriert ein Detail: In Indianapolis hat Venzago seinen eigenen Chauffeur.

Venzago wurde dort 2002 Chefdirigent, seit 2006 mit einem unbefristeten Vertrag. Er schwärmt von den disziplinierten, hochprofessionellen Musikern. Seit 2004 ist er zudem als Nachfolger von Neeme Järvi Chefdirigent des Schwedischen Nationalorchesters in Göteborg. Er lebt zeitweise in den USA, zeitweise in Heidelberg, wo seine Frau und sein Sohn wohnen. Neben seinen festen Positionen gastiert er etwa bei den Münchner und den Berliner Philharmonikern, beim Leipziger Gewandhaus, der BBC London oder dem London Philharmonic, beim NHK Tokio oder den renommierten europäischen Rundfunkorchestern. Doch zentral ist für ihn die kontinuierliche Arbeit mit «seinen» Musikern: «Ich will Chefdirigent sein», betont er unumwunden, «ich will langfristig etwas erarbeiten können. Ich will auch Verantwortung übernehmen für die Menschen in den Orchestern. Ich will mit ihnen Musik machen, ohne sie auszubeuten, um uns alle seelisch zu bereichern. Wenn mein Dirigieren nur noch mich bereichert, höre ich auf!»

Mario Venzago wurde 1948 in Zürich geboren. Dort studierte er Klavier und Dirigieren und wurde später Schüler des legendären Dirigenten-Ausbildners Hans Swarowski in Wien. Zunächst machte er Karriere als Konzertpianist; 1978 wandte er sich ganz dem Dirigieren zu, zunächst als Leiter des Winterthurer Stadtorchesters, als Radiodirigent des Orchestre de la Suisse Romande und als Theaterkapellmeister in Luzern. Er war GMD der Stadt Heidelberg und Chefdirigent in Graz. 1985 war er Mitbegründer der Philharmonischen Werkstatt Schweiz. Von 1997 bis 2003 war Mario Venzago Chefdirigent des Sinfonieorchesters Basel. Er dirigierte viele der bedeutendsten Orchester und konzertierte an den Salzburger Festspielen, den Luzerner Festwochen und anderen wichtigen Festivals. Mehrere seiner CDs wurden mit internationalen Preisen ausgezeichnet. Aufsehen erregte er mit einer eigenen auf Grund der Quellen erstellten Orchesterfassung von Strawinskys «Les Noces» und einer eigenen (Ur-)Fassung der «Glagolytschen Messe» von Janáček. Venzago ist heute Chefdirigent des Indianapolis Symphony Orchestra und der Göteborger Sinfoniker. Othmar Schoeck: «Penthesilea», Theater Basel, ab 3. November.



Mario Venzago:
«Dirigieren ist ein
furchtbarer Beruf.»